

Ackern & Rackern

Zur Ökologie der Zeit in der Landwirtschaft

Manuel Schneider

1. Einleitung

Das Leben und Wirtschaften auf dem Land ist einer der wenigen Bereiche innerhalb unserer Gesellschaft, in dem das Eingebundensein des Menschen in die Zeiten und Rhythmen der Natur (noch) offenkundig ist. Denken wir an das Wachstum und die Reifungsprozesse der Pflanzen und Tiere, den Wechsel der Jahreszeiten und die notwendige Orientierung vieler landwirtschaftlicher Arbeiten am Jahreslauf; denken wir an den fruchtbaren Kreislauf des Werdens und Vergehens, von Aussaat und Ernte auf dem Feld, von Geburt und Tod im Stall. Das Leben in der Natur erscheint wie eine „Symphonie von Rhythmen“ (Barbara Adam). Eine Symphonie, deren Partitur diejenigen, die auf dem Land arbeiten, vielleicht noch eher verstehen als die meisten der naturfernen und naturtauben Städter.

Verglichen mit der Arbeit in den Fabrikhallen und Bürogebäuden der Städte *durchdringen* sich gerade in der Landwirtschaft die Zeiten der Natur mit den Zeiten der Menschen und ihrer Kultur in einer besonderen und besonders offensichtlichen Weise. Dies liegt gleichsam in der Natur der Sache: Die Landwirtschaft muß beim Umgang mit dem Boden, den Pflanzen und den Tieren die vielfältigen Zeitanprüche der Menschen mit den nicht minder vielfältigen Ansprüchen der Natur in einen möglichst fruchtbaren Zusammenhang bringen. Landwirtschaftliche Produkte sind wie kaum eine andere Produktgruppe in unserer Wirtschaft „Früchte der Zeit“ (vgl. zum Ganzen: Schneider et al. 1995/2000).

Trotz dieser Einbindung in die vielfältigen Zeiten und Rhythmen der Natur konnte sich die Landwirt-

schaft dem allgemeinen Beschleunigungssog der modernen Gesellschaft (vgl. Adam et al. 1998) nicht entziehen. Die allumfassende Ökonomisierung von Zeit – bekannt unter dem Motto: „Zeit ist Geld“ – machte auch vor der Landwirtschaft nicht halt. Der vielbeschriebene Strukturwandel auf dem Land, das „Wachsen oder Weichen“, ist nicht nur eine Funktion der *Größe* der Betriebe, sondern zunehmend eine Funktion der *Geschwindigkeit* und *Zeiteffizienz* der Betriebsabläufe. Wie auch sonst in der Wirtschaft gilt in der Landwirtschaft verstärkt der turbokapitalistische Grundsatz: „Nicht die Großen werden die Kleinen fressen, sondern die Schnellen die Langsamen“.

Nur durch das Diktat des „Immer-schneller-immer-Mehr“ konnte der Produktivitätserfolg der Landwirtschaft erzielt werden. Mag auch aus der Sicht der Umwelt- und Agrarpolitik gerade dieser Erfolg nun selber zum Problem geworden sein (Stichwort: Überproduktion), stellt sich die Situation für die Verbraucher ungleich positiver dar.

2. Alles zu jeder Zeit an jedem Ort

Die Angst vor dem Hunger ist einem unvorstellbaren Überfluss an Nahrung gewichen. Alles ist da, für alles ist gesorgt. Wir brauchen keine Lebensmittel mehr selber zu konservieren (geschweige denn herzustellen), wir brauchen keine Vorräte anzuhäufen, wir müssen uns vor allem nicht begnügen mit dem, was die Jahreszeit oder die Region uns zu bieten haben. Im wahrsten Sinne des Wortes „paradiesische Zustände“, die noch wundersamer werden durch den

Umstand, dass die Lebensmittel – je mehr von allem und von überall her – immer billiger werden. Dabei gibt der deutsche Durchschnittshaushalt heute bereits nur noch rund 15 Prozent seines Einkommens für die Ernährung aus. Das entspricht in etwa dem Betrag, der für Freizeit und Reisen aufgewendet wird. 1950 investierte eine Familie noch knapp die Hälfte ihres Einkommens in Essen und Trinken. Relativ zum Einkommen sind die Lebensmittelpreise immer tiefer gesunken. Das heißt konkret: Wir benötigen immer weniger Arbeitszeit, um unseren täglichen Bedarf an Butter, Milch oder Fleisch zu decken. Um ein Kilo Brathähnchen kaufen zu können, mußte ein Durchschnittsverdiener 1960 noch über zwei Stunden lang arbeiten, 1994 waren es nur noch 14 Minuten (vgl. Schneider 2000, 24-27).

Auf die Folgen des Erfolgs möchte ich im folgenden näher eingehen. Da ist, um an das soeben Gesagte anzuknüpfen, zunächst die hohe Mobilität, das „Nomadenhafte“ unserer Lebensmittel zu erwähnen. Wir alle kennen die subventionierten Transportrituale innerhalb und außerhalb der EG, die zahllosen Umwege, die sich offenbar lohnen, um aus einem Schwein eine Wurst und aus der Milch einen Käse zu machen. Unsere Lebensmittel sind genauso wenig sesshaft wie wir. Im Gegenteil: „Lebensmittel scheinen erst dann als genießbar zu gelten“, vermutet Christine von Weizsäcker, „wenn sie mehr als hundert Kilometer gereist sind. Erst ab etwa tausend zurückgelegten Kilometern können sie als Delikatesse gelten.“ (von Weizsäcker 1992/1993, 180).

Und da irgendwo auf diesem Globus immer gerade Saison ist, ist uns Verbrauchern der Sinn fürs Saisonale weitgehend abhanden gekommen: Alles ist jederzeit verfügbar, das nötige Kleingeld vorausgesetzt. Um diesen saisonbereinigten Lebensstil aufrechtzuerhalten, beziehen wir Deutsche derzeit mehr Gemüse und ein Vielfaches an Obst aus Übersee wie aus Europa. Gleichzeitig haben die Lebensmitteltransporte in den letzten Jahren unverhältnismäßig

zugenommen: Obwohl der Lebensmittelkonsum in den letzten 30 Jahren nur leicht angestiegen ist, hat sich der Transportaufwand im Zeitraum etwa einer Generation nahezu verdoppelt (Böge & Winterfeld 1995/2000, 100).

Die großen Entfernungen, die unsere Lebensmittel in der Regel zurücklegen, machen zwangsweise die Zeit *in* den Lebensmitteln zum Problem. Nahrung muß technisch durch Einfrieren, Erhitzen oder geeignete Verpackung so zugerichtet werden, dass sie über längere Zeit ihren Zustand nicht verändert, sich gleichsam „totstellt“.

Die Land- und Lebensmittelwirtschaft könnte sich diesem energie- und ressourcenaufwendigen Kampf gegen die Zeit weitgehend entziehen, wenn sie sich weniger an globalen, als vielmehr an regionalen Märkten orientierte. Ein weitgehend ungenutztes Potential: Für Deutschland hat die Klima-Enquete des Bundestages ausgerechnet, dass rund zwei Drittel der Lebensmittel in der Region selbst produziert werden könnten, wenn geeignete Rahmenbedingungen für den Absatz geschaffen würden. Statt dessen werden in einigen Regionen bei uns nur noch ganze fünf Prozent aus der Region in der Region verkauft (Enquete-Kommission 1994, 328).

Aufgrund der durch eine Re-Regionalisierung wiedergewonnenen räumlichen wie zeitlichen Nähe der verschiedenen Arbeitsabläufe von Produktion, Verarbeitung und Distribution könnte man zuweilen weitaus *schneller* wirtschaften als dies im großindustriellen Stil möglich ist. Ein Beispiel hierfür sind die Herrmannsdorfer Landwerkstätten in der Nähe von München und Hannover (vgl. Lutzenberger & Gottwald 1999, 63-66). Es handelt sich um zwei ökologisch wirtschaftende Betriebe, auf denen die landwirtschaftliche Primärproduktion und handwerkliche Verarbeitung von Lebensmitteln wieder räumlich zusammengeführt wurden: Die Schlachträume sind keine hundert Meter vom Stall entfernt;

die Tiere werden ohne vorhergehenden Transport und von Ihnen vertrauten Menschen weitgehend stressfrei geschlachtet und noch schlachtwarm verarbeitet (sog. „Warmfleischtechnologie“). Diese räumliche Nähe von landwirtschaftlicher Produktion und Verarbeitung bedeutet zugleich eine enorme *Beschleunigung* der Abläufe (z.B. durch Umgehung der Kühlkette) – eine Beschleunigung, die sich jedoch in diesem Fall *positiv* auf die Qualität der Produkte auswirkt. Wenn schlachtwarm verarbeitet wird, werden beispielsweise aufwendige und qualitätsmindernde Konservierungstechniken unnötig. Gleiches gilt für die Rohmilchkäseverarbeitung, die auf solch räumliche wie zeitliche Nachbarschaft von Erzeugung und Verarbeitung und die damit verbundene zeitliche Verkürzung der Abläufe angewiesen ist. *Schneller* muß demnach nicht immer *schlechter* bedeuten!

3. Der Verlust der „rechten Zeitmaße“

Die Frage ist also nur vordergründig, ob Prozesse schnell oder langsam ablaufen. Es geht vielmehr um die Suche nach dem angemessenen, rechten Zeitmaß – oder dem Thema entsprechend: nach den allseits „bekömmlichen Zeitmaßen“.

Ich möchte im Folgenden dieser Frage in zwei Bereichen nachgehen und einen Blick werfen auf die Lebensbedingungen der Tiere im Stall und die der Menschen auf dem Hof – jeweils unter dem Gesichtspunkt der Zeitbewirtschaftung und Zeitverwendung.

3.1. Die Zeit der Tiere

3.1.1. Entkopplung von Leistung und Gesundheit

Der Blick in einen modernen Stall zeigt, dass dank modernster Zucht- und Fütterungsverfahren die

Leistung der Tiere pro Zeiteinheit enorm gestiegen ist: mehr Milch, mehr Eier, mehr Fleisch, und das in immer kürzerer Zeit. Ein Beispiel hierfür ist die Beschleunigung der Mastdauer von Schweinen in den letzten hundert Jahren: Elf Monate lang mußte ein Schwein am Anfang des 20. Jahrhunderts gemästet werden, um seine hundert Kilogramm auf die Schlachtwage zu bringen; 1950 waren es dann nur noch sechs bis sieben Monate und heute reichen bereits weniger als fünf Monate (Bartussek 1995/2000, 67). Innerhalb von 100 Jahren mehr als eine *Halbierung* der Mastdauer bei gleichem Mastendgewicht!

Diese enorme Beschleunigung hat verschiedene Ursachen: die Zuchttiere werden einseitig nach Leistungskriterien wie Muskelwachstum oder Milchmenge selektiert; ihre Nachkommen dämmern dann mit wenig Bewegung (sprich: Kalorienverbrauch) als möglichst effiziente „Futtermaschinen“ dem Tag X entgegen, den der Computer für ihren Tod errechnet hat. Neben der Zucht und Haltung ist es jedoch vor allem die intensive Fütterung mit Kraftfutter, die den gewünschten Mengeneffekt bringt. Dabei spielen auch sog. „Leistungsförderer“ eine wichtige Rolle. Hinter diesem Begriff verbergen sich oftmals Antibiotika, die dem Futter täglich zugesetzt werden und etwa bei Schweinen das Wachstum um fünf bis sechs Prozent steigern können. Ihr Einsatz ist erlaubt, aber nicht mehr unumstritten. Die keimtötenden Mittel verlieren mit der Zeit ihre Wirkung, nicht nur als Mast-, sondern auch als Arzneimittel. Es gibt deutliche Hinweise darauf, dass durch den massiven Einsatz von Antibiotika in der Tierfütterung auch beim Menschen die Antibiotikaresistenz zunimmt. Ein gewiss allzu hoher Preis, den wir für das schnellere Wachstum unserer landwirtschaftlichen Nutztiere zahlen. Aber wer partout Fleisch zu Dumpingpreisen will, darf sich über Doping im Tierstall nicht wundern.

Während es hinsichtlich der negativen Auswirkungen der Turbomast auf die menschliche Gesundheit

für manche noch des letzten Beweises bedarf, sind die Konsequenzen für die Tiere bereits seit langem überdeutlich erkennbar. Das Ideal der gesamten Entwicklung in der Tierhaltung ist die möglichst störungsfreie Fließbandproduktion. „Ein Knopfdruck genügt, und die Sau ist fertig,“ gab ein Landwirt – durchaus kritisch und lakonisch – bei einer Befragung zu Protokoll (Inhetveen 1995/2000, 81). Aber während sich eine industrielle Produktion vergleichsweise problemlos beschleunigen läßt, gibt es bei den Tieren offenbar biologische Grenzen des Wachstums und seiner Beschleunigung. Denn was z.B. in der Schweinemast von dem Leistungs- und Zeitgewinn übrigbleibt, sind oftmals krankheitsanfällige und gestreßte Tiere. Verbraucht und schlachtreif, noch bevor der Organismus „ausgereift“ ist und die Tiere das Erwachsenenalter erreicht haben. Erst nach drei bis vier Jahren wäre das Skelett eines Hausschweins voll entwickelt, geschlachtet wird das Tier jedoch in der Regel nach einem halben Jahr. Obwohl es noch Milchzähne hat, trägt es bereits mit hundert Kilogramm Mastendgewicht den Körper eines erwachsenen Tieres.

Die Quelle solch jugendlicher Leistungsfähigkeit ist bereits seit längerem nicht mehr die Gesundheit der Tiere! Ihr Leben ist vielmehr weitgehend ein „Leben auf Reserve“ (Anita Idel). Wenn ein Huhn noch Stunden vor dem Erschöpfungstod ein Ei legt oder eine Kuh mit 40 Grad Fieber weiterhin 20 Liter Milch gibt, dann nicht, weil sie gesund sind, sondern *obwohl* sie krank sind.

Oft hört man von interessierter Seite das Argument, den Tieren könne es gar nicht so schlecht gehen, wenn sie eine so hohe Leistungsbereitschaft zeigen wie etwa die Legehennen in Käfighaltung, die – wenn sie in „Hochform“ sind – jeden Tag ein Ei legen. Dieses Argument unterstellt fälschlicherweise, dass Leistung ein Ausdruck von Gesundheit sei. Langfrist-Untersuchungen der Bonner Universität kommen jedoch zum gegenteiligen Ergebnis: Von

1960 bis Mitte der neunziger Jahre konnte die Milchleistung bundesdeutscher Kühe zwar um 30 Prozent gesteigert werden. Dem standen jedoch eine Zunahme der Eutererkrankungen um rund 600 Prozent und eine Steigerung der Erkrankungen von Klauen und Gliedmaßen um über 300 Prozent gegenüber. Das heißt: Die Tiere leisten zwar mehr, sind dafür jedoch überproportional häufig krank.

Vergleichbare Zahlen für Schweine und Hühner belegen, dass die Schere zwischen Leistungssteigerung und Erkrankungshäufigkeit immer weiter auseinandergeht. Diese zunehmende *Entkopplung* von Leistung und Gesundheit ist eine Folge züchterischer und haltungstechnischer Bemühungen um ein Maximum an Leistung in einem Minimum an Zeit. Sicher ein Problem des Tierschutzes, aber angesichts weit überproportional gestiegener Arzneimittelkosten und hoher Nutzungsausfälle auch zunehmend ein Problem der Ökonomie: Der volkswirtschaftliche Schaden, der in einem Land wie Deutschland allein durch Fruchtbarkeitsstörungen der Tiere entsteht, wird auf eine Milliarde Mark geschätzt (Idel 1991, 19).

Aber nicht nur an solchen Störungen können wir erkennen, dass das Maß züchterischer Beschleunigung dem Tier nicht mehr gerecht wird. Die sog. „Schnellwüchsigkeit“ hat das Wachstum der Tiere insgesamt *disharmonisch* werden lassen. Nicht alles am Tier wächst gleich schnell. Bei den Masthähnchen z.B. können Wachstum und Mineralisation der Knochen mit dem Muskelwachstum nicht mehr Schritt halten. Das führt zu schmerzhaften Erkrankungen oder gar Verkrüppelungen an den Beinen der Tiere. Kein Wunder, wenn gleichsam ein Kinderskelett einen Erwachsenenkörper tragen muß!

Ein anderes Beispiel für disharmonisches Wachstum sind die Mastputen, die einseitig auf eine übermäßige Brustmuskulatur hin gezüchtet und gefüttert werden. Auch hier läuft die Muskelentwicklung dem Skelettwachstum gleichsam davon.

Das Skelett kann seine Stütz- und Bewegungsfunktion nicht mehr ausreichend ausüben. Mit der Folge, dass die Tiere immer öfter das Gleichgewicht verlieren, nach vorne fallen und auf ihrer eigenen Brust sitzen, was wiederum zur Bildung von Brustblasen führt. Zudem sind die hochgezüchteten, breitbrüstigen und schweren Tiere nicht mehr in der Lage, sich auf natürliche Weise fortzupflanzen, so dass die Vögel künstlich besamt werden müssen. Dass der Zynismus in der Tierzucht proportional mit dem sog. „Zuchtfortschritt“ wächst, kann man daran erkennen, dass derlei Qualzuchten euphemistisch als „Frohwichsigkeit“ bezeichnet werden.

3.1.2. Rückgang der Lebensdauer

Fast schon „beruhigend“, dass die Tiere sich offenbar zunehmend dem Ansinnen der Menschen entziehen und die Rentabilitätsrechnungen durch verfrühtes Ableben sabotieren. Die immer schnelleren Leistungszunahmen stehen nachweislich in direktem Zusammenhang mit einem starken Rückgang der Lebenszeit landwirtschaftlich genutzter Tiere. Wie so oft, führt auch hier Beschleunigung nicht ans Ziel, sondern nur ans Ende – genauer gesagt: ans Lebensende.

Die durchschnittliche Nutzungsdauer der österreichischen Milchkuh beträgt je nach Rasse lediglich 3,5 bis 4,5 Jahre. In Deutschland sind es mittlerweile nur noch knapp drei Jahre, in den USA 2,2 Jahre, in denen eine Kuh Milch gibt, und in Israel mit seiner hochintensiven Tierhaltung gerade mal 1,8 Jahre (Postler 1995/2000, 59). Fruchtbarkeitsstörungen, Probleme beim Abkalben und diverse Erkrankungen führen zu einem frühen Tod der Tiere im Schlachthaus. Auch wenn die Kühe enorm hohe, mit Kraftfutter und sonstigen Beigaben erzwungene Milchleistungen erbringen, kann von „Zuchtfortschritt“ eigentlich nicht die Rede sein. Denn es handelt sich zumindest *mengenmäßig* um ein Nullsummenspiel: Die *Gesamtlebensleistung* einer bundesdeutschen

Milchkuh (also die Menge an Milch, die eine Kuh in ihrem Leben gibt) ist in den letzten 40 Jahren in etwa gleich hoch geblieben ist (Postler 1995/2000, 59). Denn die gestiegenen Einzelleistungen können den Verlust, der durch die gleichzeitig gesunkene Nutzungsdauer entsteht, bestenfalls ausgleichen. Die Leistung der Tiere nimmt zu, ihre Lebenserwartung entsprechend ab. Auch im Kuhstall herrscht, worin der französische Zeitforscher Paul Virilio geradezu eine Signatur unserer Zeit erkennt: „rasender Stillstand“.

Von dieser Entwicklung, die das schmückende Beiwort „fortschrittlich“ eigentlich nicht verdient, profitieren vor allem die Kraftfutterlieferanten, die Bestücker der Stallapotheke sowie die Verbände, die für Zucht und Ordnung in den Ställen sorgen und auf diesem Wege einen höheren Tierumsatz erreichen. Auf der Strecke bleiben das Tier und der Tierhalter. All das macht ökonomisch wenig Sinn, oder richtiger: es macht ökonomisch Sinn nur für wenige.

3.2. Die Zeit der Menschen

Kehren wir noch einmal dorthin zurück, wo all die Lebensmittel letztlich herkommen: auf den Acker. Um einen Hektar Getreide zu mähen und zu dreschen, benötigte ein Bauer vor hundert Jahren rund 300 Stunden. Dank technischer Aufrüstung seines Betriebes schafft er das heute in einer Stunde. Effizienzsteigerungen wie diese haben mit dazu geführt, dass die Preise für Lebensmittel einen historischen Tiefstand erreicht haben. Würde mit dieser monetären Entwertung nicht auch eine generelle Geringschätzung der Lebensmittel als Mittel zum Leben einhergehen, wäre all dies ein durchaus begrüßenswerter Etappensieg auf dem Weg ins Schlaraffenland.

Dies aber auch nur aus der Sicht des Verbrauchers. Für die Bäuerin und den Bauern ist der technische

Fortschritt in zeitlicher Hinsicht viel ambivalenter. Ich möchte drei Beispiele nennen:

3.2.1. Auf der Suche nach der „gewonnenen“ Zeit

Bei einer Befragung stellte eine Bäuerin verwundert fest: „Jetzt mit den Maschinen müssten wir die halbe Zeit Urlaub haben! Das ist aber nicht so! Was wir für Maschinen haben! Früher brauchten wir vier Wochen zur Heuernte, jetzt sind wir in acht Tagen fertig. Und trotzdem haben wir’s immer so notwendig. Ich weiß nicht, woher das kommt!“ (Inhetveen & Blasche 1983, 118)

Die durch die Technisierung erzielten Zeitgewinne in der Landwirtschaft sind nicht selten trügerisch. Zunächst einmal rein quantitativ: Der alljährliche Agrarbericht der deutschen Bundesregierung macht deutlich, dass die Arbeitszeit der Bäuerinnen und Bauern nicht dem allgemeinen Trend zur 35-Stunden-Woche folgt. 62 Stunden pro Woche ist in Ländern wie Deutschland Durchschnitt. Es ist eine jener Paradoxien bzw. Ungerechtigkeiten der Geschichte, „dass diejenige gesellschaftliche Gruppe [die Bäuerinnen und Bauern – M.S.], die erheblich dazu beigetragen hat, dass die paradiesischen Zeitversprechungen der Moderne für das Gros der Gesellschaft eingelöst werden konnten, selber *nicht* in deren Genuss kommt.“ (Inhetveen 1995/2000, 79)

Hinzu kommt noch, dass diese Mehrarbeit innerhalb der ländlichen Bevölkerung geschlechtsspezifisch ungleich verteilt ist: Es ist die *Bäuerin*, die aufgrund zusätzlicher Hausarbeit pro Tag in der Regel länger arbeitet als die männlichen Arbeitskräfte und die auch insgesamt eine längere Arbeitswoche hat als diese (vgl. Lasch 1995).

3.2.2. Der gehetzte Zeitsparer

Aber auch was die Qualität der Arbeit angeht, scheint mir das Ergebnis eher ernüchternd. Gewiss,

durch die technische und chemische Aufrüstung der Betriebe ist der Anteil schwerer körperlicher Arbeit gesunken. Nach Meinung der Betroffenen haben aber die verschiedenen Zeiteinspareffekte eher zu einer *Verdichtung von Zeit* und damit zu mehr Hektik in den Betrieben geführt. Die Menschen auf dem Bauernhof ähneln immer mehr denen in den Städten: sie wirken wie „gehetzte Zeitsparer“, ständig auf der Suche nach der „gewonnenen“ Zeit. Was ursprünglich ein Reiz gerade des landwirtschaftlichen Berufes war, nämlich die Vielseitigkeit und Ganzheitlichkeit des Tuns, wird zunehmend zu einer Belastung. Die Eile bringt es mit sich, dass man alles zugleich tun will, und sorgt dafür, dass man nichts richtig und in angemessener Zeit tun kann. Hierzu das Beispiel eines Bauern aus Niedersachsen, der in einem landwirtschaftlichen Monatsblatt seinen Arbeitstag vor 30 Jahren mit heute vergleicht:

„Der Rückblick dann auf 1964, als ich meine landwirtschaftliche Lehre begann. Ich bin mit 16 Jahren Bauer geworden, weil ich ein Freund der Natur war. Mich faszinierte, wenn Ferkel oder ein Kalb geboren wurden. Die Tiere wurden getäschelt, gestreichelt, man leistete ihnen Beistand, wenn sie krank waren oder menschliche Hilfe brauchten. Wenn ich mit dem Pferd zur Weide ritt oder die Kühe von der Weide in den Stall trieb, erfreute ich mich an der Natur, den Blumen, dem Summen der Bienen, dem Geraschel im Gras und Strauch, dem Zwitschern der Schwalben oder an dem Klang der Feldlerche. Auch dies alles sind für mich bäuerliche Genüsse.“

30 Jahre später: „Morgens 6 Uhr mit schlechtem Gewissen aufwachen, ob am gestrigen Tag nicht doch etwas versäumt oder vergessen wurde. Ach ja, die automatische Lüftung regelte gestern falsch. Schnell kurz in den Stall und verstellen, da es über Nacht bedeutend wärmer geworden ist. Kurzer Blick in die Zeitung: Krieg in Jugoslawien, Schirinowski, sonst Mord und Totschlag. 7 Uhr schnell in den Stall, ja – die Gedanken sortieren – Füttern, Misten, Deckzentrum, Besamung, Zähnekneifen, Eisenspritze, alles fliegenden Schrittes. Ach ja, Ferkel müssen noch umgestellt werden. Sauen umtreiben, willst du wohl, du störrisches Vieh. Buchten desinfizieren. Um 10 Uhr wenigstens das Frühstück noch ausgiebig genießen. Mit dem Auto im Tempo durch die Feldmark und die Bestände auf Unkräuter kontrollieren. Ach ja, wie war das noch 1964? Blumen, Tiere, Erdboden anfassen, die Bodengare fühlen, als etwas Lebendiges betrachten – verdrängen, schnell weiter. Fünf verschiedene Komponenten ins Spritzfaß, ja nichts vergessen, oder doch? Bloß schnell

in den Computer eintippen. Ach ja, mittags noch schnell per Telefon die günstigsten Angebote über Pflanzenschutzmittel einholen. Nachmittags rattert der Kabinenschlepper über die Felder. Kein Schwalbengezwitscher hören, keine Feldlerche sehen, Konzentration ist angesagt. 17 Uhr Stallarbeit. Morgens vergessen zwei Würfe Ferkel gegen Durchfall zu impfen, ein Ferkel tot, eins am verenden. Scheiße. Abends ja alles in die Schlagkartei eintragen. Morgen ist es vergessen. Ach ja, da sind ja auch noch die Kinder, noch mal mit dem Jungen sprechen, hat Blödsinn verzapft in der Schule. Schon 20 Uhr, schnell zur Versammlung, Krisenstimmung. Die Nitratwerte des dörflichen Trinkwasserbrunnens haben 50 Milligramm erreicht. Reif fürs Bett. Schlecht geschlafen. 6 Uhr früh auf ein Neues.

Hatte der vergangene Tag eigentlich noch etwas mit „bäuerlich“ zu tun?!“ (Herbst 1994, 12 f.)

Diese Schilderung eines regelrechten Schweinsgalopps, den der Bauer tagtäglich vorführt, ist sicher nicht ganz frei von einer romantisch-sentimentalen Verklärung vergangener Zeiten. Sie macht jedoch den Modernisierungsstress deutlich, dem der Landwirt unterliegt: Der Zeitdruck nimmt ständig zu, die Chance, allem und jedem gerecht zu werden, entsprechend ab. Die Beschleunigung aller Arbeitsvorgänge geht *nicht* mit der eigentlich zu erwartenden Freisetzung, sondern mit einer zunehmenden Verdichtung von Zeit einher: der verzweifelte Versuch, durch zahlreiche Parallelhandlungen Zeit zu sparen. Dies wiederum führt zu einer Entrhythmisierung der Arbeitsabläufe, einer *Monotonie der Hektik* und zu einer zunehmenden Entsinnlichung des Lebens und Arbeitens. All das sind Prozesse, die die soziale Isolation der Menschen auf dem Hof fördern. Denn für gemeinsame Zeit ist im Betriebsablauf keine Zeit vorgesehen. Es gibt auf einem solchen Betrieb immer weniger „Zeit-Genossen“.

3.2.3. Kein Genuss mehr an den Früchten der Zeit

Abschließend sei noch auf eine weitere beschleunigungsbedingte Technikfolge aufmerksam gemacht: die emotionale Entwertung menschlicher Arbeit, die dadurch entsteht, dass wir die angemessene Zeit für das Beenden unseres Tuns nicht mehr finden.

Die Agrarsoziologin Heide Inhetveen hat vor einiger Zeit Interviews mit Bäuerinnen und Bauern geführt, aus denen ich eine Passage zitieren möchte.

Wenn die Bäuerin im Frühjahr den Acker pflügt, ist sie, wie ihr Mann in diesem Interview bewundernd formuliert, wie „eine Königin in ihrem Reich“. Sie liebt das Pflügen und erledigt es mit einer besonderen Sorgfalt, weil es in ihren Augen schon der Anfang des Erntens ist. Die Eheleute gehen später oftmals um ihre Äcker und schauen, wie das Getreide steht, was zu tun ist. Diese sinnliche und zeitliche Zuwendung zum Boden und der Feldfrucht steht nun in auffallendem, zeitlichem Kontrast zu der kaum noch erfahrbaren Erntezeit. Ebenso staunend wie frustriert erlebt die Bäuerin, wie acht Hektar Weizen „ehe man sich versieht“ von einem Lohnunternehmer abgeerntet wird. „Dass die Ernte so schnell geht, finde ich sehr schade, weil etwas, was das ganze Jahr über wächst, innerhalb so kurzer Zeit abgeerntet ist. (...) Die Ernte ist gewesen und ich hab gar nichts davon mitgekriegt! Das finde ich richtig enttäuschend!“ (alle Zitate aus: Inhetveen 1995/2000, 80)

Es ist, als ob durch die unfassbare Geschwindigkeit – in diesem Fall: die der Maschinen – die menschliche Arbeit vernichtet und die Menschen um den Lohn ihrer Mühe betrogen würden. Auch hier ist der Zeitgewinn trügerisch, sofern er nämlich nicht nur durch einen hohen Einsatz an Technik und Energie erkauft wurde, sondern offenbar auch mit einem Erfahrungsverlust verbunden ist: dem „Genuss an den Früchten der Zeit“.

4. Unterwegs zu einer neuen „öko-sozialen Zeitkultur“

Es wäre jedoch ebenfalls trügerisch, mit Blick auf frühere Zeiten nun das hohe Lied auf Handarbeit und Sense anzustimmen. Die Dinge scheinen – ökonomisch wie sozial – weitgehend unumkehrbar zu sein.

Das Rad der Modernisierung wieder zurückdrehen: dass dies kein gangbarer Weg ist, wissen die Betroffenen am besten. Es ist auffallend, dass selbst diejenigen unter den Bäuerinnen und Bauern, die sich über Zeitstreß und Erfahrungsverluste beklagen, in der Regel nicht auf den naheliegenden Gedanken verfallen, in vergangenen Zeiten das Heil zu suchen. Sie ahnen, dass der Weg zurück einer Flucht in die Idylle gleichkäme, in der ohnehin nur wenige überleben könnten. Generell jedenfalls dürfte eher wahrscheinlich sein, dass sich die Landwirtschaft der zunehmenden Beschleunigungsdynamik der modernen Gesellschaft mit all ihren zerstörerischen Auswirkungen auf Dauer *nicht* wird entziehen können. Dennoch ist es wichtig, sich immer wieder vor Augen zu halten, *wer* und *was* beim ständigen Vortrieb der Entwicklung auf der Strecke bleibt.

So ist z.B. die Tatsache, dass sich die meisten Zeiteingriffe und sog. Zeitgewinne im Umgang mit der Natur bei näherer Betrachtung als trügerisch erwiesen haben, Grund genug für einen verhaltenen Optimismus. Insbesondere die Tierhaltung und Tierzucht, auf die ich deshalb auch ausführlicher eingegangen bin, ist ein eindrückliches Beispiel dafür, dass man in der Landwirtschaft beschleunigungsbedingt an Grenzen des Sinnvollen gestoßen ist bzw. sie bereits überschritten hat – und zwar Grenzen *auch* des ökonomisch Sinnvollen. Die Schere zwischen Leistungssteigerung und Gesundheit der Tiere geht, wie wir gesehen haben, immer weiter auseinander – eine Entwicklung, die sich über kurz oder lang ökonomisch selbst *ad absurdum* führen wird. So ist jedenfalls zu hoffen.

Grund genug für einen verhaltenen Optimismus ist auch das durch diverse Lebensmittelskandale, Schweinepest und BSE aufgeschreckte Verbraucherbewusstsein. Es wird dazu beitragen, dass ein artgemäßer Umgang mit landwirtschaftlich genutzten Tieren in Zukunft an Bedeutung gewinnen wird. Ein solcher Umgang darf sich jedoch nicht nur – wie

bisher – um ein größeres Raumangebot für die Tiere kümmern, sondern muß sich gleichermaßen an den vielfältigen Eigenzeiten und Rhythmen der Tiere orientieren und insgesamt auf eine längere Nutzungsdauer abzielen. Auch hierfür gibt es bereits erste Initiativen. Zum Beispiel die Arbeitsgemeinschaften für „Rinderzucht auf Lebensleistung“, die sich in den letzten Jahren in Deutschland, Österreich und der Schweiz gebildet haben. Ein Zusammenschluss von Bauern und Viehzüchtern, die nicht mehr die kurzfristige Maximalleistung der Tiere als Zuchtziel verfolgen, sondern eine hohe Lebensleistung verteilt auf eine lange Nutzungsdauer von bis zu zehn und mehr Jahren. Nur gesunde und artgemäß gehaltene, nicht aber gehetzte und gedopte Tiere sind hierzu in der Lage. All das setzt jedoch voraus, dass die Bemühungen der Bauern um mehr Tiergerechtigkeit uns Verbraucherinnen und Verbrauchern beim Einkauf des nächsten Schnitzels auch einen entsprechenden Aufpreis wert sind. In einer Wohlstandsgesellschaft wie der unsrigen ist das – nebenbei bemerkt – weniger eine Frage des Einkommens als vielmehr eine Frage der Einstellung.

Und was die Menschen auf dem Land angeht, so bin ich der Auffassung: Wenn der ökologische Landbau wie die bäuerliche Landwirtschaft insgesamt nicht nur im technologischen Sinne ein anderes Produktionssystem sein will gegenüber den hochindustrialisierten Betrieben, sondern sich auch als eine *andere Arbeits- und Lebensform* versteht, dann gehört zu diesem Anspruch:

1. ein reflektierterer Umgang mit den Zeiten der Natur und des Lebendigen, das uns umgibt,
2. eine erhöhte Zeitsensibilität im Umgang miteinander und mit uns selber und unserer eigenen Lebenszeit.

Es ist auf Dauer nicht glaubwürdig, wenn die Ökobauern sich bei der Wirtschaftsweise um einen möglichst schonenden Umgang mit den natürlichen Res-

sources bemühen, zugleich aber Raubbau treiben an der wichtigsten aller nicht-erneuerbaren Ressourcen: ihrer eigenen Lebenszeit. In diesem Sinne sollte eine bäuerliche, ökologische Agrar-Kultur das beinhalten, was man eine *öko-soziale Zeitkultur* nennen könnte. Eine Zeit-Kultur, die sich auf die Suche nach den rechten, für Mensch und Natur bekömmlichen Zeitmaßen macht. Was immer das auch im einzelnen heißen mag: Es bedeutet auf jeden Fall, dass wir nicht mehr blindlings dem turbo-kapitalistischen Diktat des „Immer schneller!“ folgen.

Eine solche Zeitkultur fällt bekanntlich nicht vom Himmel (genausowenig wie übrigens die derzeitige Zeithetze „vom Himmel“ gefallen ist). Ein an derer Umgang mit der Zeit bedarf der Einübung und der gegenseitigen Ermutigung. Und er bedarf – so paradox das klingen mag – einiger Zeit. Das Problem der Geschwindigkeit läßt sich nicht „geschwind“ auflösen.

5. Epilog

Vom indischen Dichter und Philosophen des frühen 20. Jahrhunderts Rabindranath Tagore stammt folgender gedankliche Dreischritt:

*„Dumme rennen,
Kluge warten,
Weise gehen in den Garten.“*

Ich habe mich, als ich diesen Spruch las, gefragt: Was tun sie dort im Garten, die weisen Männer und Frauen? Sie gehen sicher nicht in den Garten, um dann dort unter den schattigen Bäumen statt im Gedränge der Städte zu warten (auf was?). Dann wäre es ja nur der Ort, *wo* man wartet, der den Weisen vom Klugen unterschiede. Der Weise (bzw. die Weise) wird vermutlich in den Garten gehen, um dort seiner/ihrer Arbeit nachzugehen – so wie die Bäuerin und der Bauer in den Garten und aufs Feld gehen, um dort zu arbeiten. *Weise* dürften bei dieser

Arbeit aber nur diejenigen vorgehen, die *in Allianz mit der Natur* arbeiten, statt ihr mit jener Ignoranz zu begegnen, für die ich in diesem Beitrag einige Beispiele gegeben habe. Weise dürften nur die sein, die bei ihrer Arbeit nicht die „Monokultur der Beschleunigung“ fortsetzen, sondern eine Vielzahl von Zeitformen leben: neben der manchmal notwendigen Schnelligkeit (etwa zu Erntezeiten) auch das Langsame und Bedächtige (in den Monaten des Winters), neben Phasen zeitlicher Anspannung auch solche der Ruhe und der Muße. Weise dürften somit die sein, die auf das Zusammenspiel der verschiedenen Rhythmen der Natur (auch der eigenen, inneren Natur!) achten, statt diese blindlings dem Takt der Maschinen und dem Diktat der Beschleunigung zu unterwerfen.

Es ist sicher kein Zufall, dass es die Weisen in den Garten zieht. Wo könnte man besser als im Garten so etwas paradox Anmutendes wie die „Produktivität der Langsamkeit“ erfahren: etwa beim Auskeimen und Reifen der Früchte und Pflanzen oder bei der Entwicklung der Tiere!? Gewiss, all dies bedarf der Pflege und der zeitlichen Zuwendung. Aber eben nur in Grenzen: Die Pflanzen und Tiere lehren uns „potentielle Weise“, dass ohne Verluste nicht zu beschleunigen ist, was eigentlich seine Zeit braucht. Sie lehren uns Geduld zu üben, den richtigen Zeitpunkt abzuwarten, das rechte Maß zu finden. Sie lehren uns damit auch die Grenzen der Machbarkeit von Beschleunigung und der Verfügbarkeit von Leben. Der Garten vermag in dem Bild, das er uns in Zeiten lärmender Hektik darbietet, „noch eine leise Ahnung davon zu vermitteln, dass Leben nur auf eine uneilige Weise, nur im langsamen Fortschreiten bewahrt werden kann und dass es zerfällt und verkommt, wenn es in die Zwangsjacke der Eiligkeit gesteckt wird.“ (Dahl 1993/94, 227)

So kann das, was im Garten geschieht, nicht nur als Gleichnis gelten für unser Leben außerhalb des Gartens. Vielleicht ist der Garten und das konkrete Ar-

beiten in der Natur auch über das Metaphorische hinaus wirksam!? „Weise gehen in den Garten“, sagt Tagore. Könnte man diese Aussage nicht auch umkehren: „*Wer in den Garten geht, wird weise.*“ Vielleicht ist es ja die Weisheit der Natur, die uns auch beim Umgang mit der Zeit zu Weisen macht!?

Literatur

- Adam, Barbara; Karlheinz A. Geißler & Martin Held (Hrsg.) (1998): *Die Nonstop-Gesellschaft und ihr Preis. Vom Zeitmißbrauch zur Zeitkultur*. Stuttgart, Leipzig: S. Hirzel Verlag.
- Altner, Günter (1995/2000): Von Lebewesen und Lebensmitteln. Die komplexen Zeitgestalten der Biosphäre. In: Schneider et al. (Hrsg.): *Zeit-Fraß. Zur Ökologie der Zeit in Landwirtschaft und Ernährung*. Politische Ökologie (Sonderheft 6) (3. Auflage 2000). München: ökom-Verlag, S. 15-19.
- Bartussek, Helmut (1995/2000): Zeit der Tiere – Raum für Tiere. Die Haltung von Tieren in der Landwirtschaft. In: Schneider et al. (Hrsg.): *Zeit-Fraß. Zur Ökologie der Zeit in Landwirtschaft und Ernährung*. Politische Ökologie (Sonderheft 6) (3. Auflage 2000). München: ökom-Verlag, S. 66-70.
- Böge, Stefanie & Uta von Winterfeld (1995/2000): Aus dem Rhythmus? Über den Konsum von Lebensmitteln in zeitlicher und räumlicher Perspektive. In: Schneider et al. (Hrsg.): *Zeit-Fraß. Zur Ökologie der Zeit in Landwirtschaft und Ernährung*. Politische Ökologie (Sonderheft 6) (3. Auflage 2000). München: ökom-Verlag, S. 98-102.
- Dahl, Jürgen (1993/94): Zeit des Gärtners. In: *Scheidewege. Jahresschrift für skeptisches Denken*. 23, Band I, S. 223-230.
- Enquete-Kommission „Schutz der Erdatmosphäre“ (Hrsg.) (1994): *Mobilität und Klima. Wege zu einer klimaverträglichen Verkehrspolitik*. Bonn: Economica Verlag.
- Herbst, Siegfried (1994): Bericht aus „*Unabhängige Bauernstimme*“, Heft 5, S. 12 f..
- Idel, Anita: *Gentechnik, Biotechnik und Tierschutz*. Göttingen: Echo-Verlag.
- Inhetveen, Heide (1995/2000): Zeit-Sprünge. Bäuerliche Lebensformen in der Industriegesellschaft. In: Schneider et al. (Hrsg.): *Zeit-Fraß. Zur Ökologie der Zeit in Landwirtschaft und Ernährung*. Politische Ökologie (Sonderheft 6) (3. Auflage 2000). München: ökom-Verlag, S. 76-86.
- Inhetveen, Heide & Margret Blasche (1983): *Frauen in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lasch, Vera (1995): *Arbeit und Belastung bei Bäuerinnen*. (Bauernwissenschaft Band 3) Rheda-Wiedenbrück: Abl Bauernblatt Verlag.
- Lutzenberger, José & Franz-Theo Gottwald (1999): *Ernährung in der Wissensgesellschaft. Vision: Informiert essen*. (Visionen für das 21. Jahrhundert. Die Buchreihe zu den Themen der EXPO 2000, Band 7.) Frankfurt / Main, New York: Campus Verlag.
- Postler, Günter (1995/2000): Lebens- oder Höchstleistung? Vom Hirten zum Gentechniker in der Tierzucht. In: Schneider et al. (Hrsg.): *Zeit-Fraß. Zur Ökologie der Zeit in Landwirtschaft und Ernährung*. Politische Ökologie (Sonderheft 6) (3. Auflage 2000). München: ökom-Verlag, S. 57-60.
- Schneider, Manuel; Karlheinz A. Geißler & Martin Held (Hrsg.) (1995/2000): *Zeit-Fraß. Zur Ökologie der Zeit in Landwirtschaft und Ernährung*. Politische Ökologie (Sonderheft 6) (3. Auflage 2000). München: ökom-Verlag.
- Schneider, Manuel (2000): *Mythen der Landwirtschaft. Fakten gegen Vorurteile, Irrtümer und Unwissen. Argumente für eine ökologische Agrar-Kultur*. (SÖL-Sonderausgabe Nr. 76) Bad Dürkheim: Stiftung Ökologie und Landbau.
- von Weizsäcker, Christine (1992/93): Skizzen zum Entwurf einer Landwirtschaftsphilosophie. In: *Scheidewege. Jahresschrift für skeptisches Denken*. 22, S. 171-195.